



FRIEDRICH

SCHORLEMMER

Wohl dem,  
der Heimat hat

aufbau





# Inhalt

## Heimat – ein Zuhause haben

Heimat, die ich meine . . . . .	9
Mein Zuhause in einem altmärkischen Pfarrhaus . . . . .	17
Meine Heimatstadt Werben . . . . .	36
Mein Heimatfluss Elbe. Die Sorgen um die Zukunft der Elblandschaft . . . . .	48
Irdische, himmlische Heimat . . . . .	55

## Heimat – Herkunft erkennen, bejahen, überschreiten

An ihren inneren Widersprüchen ist die DDR gescheitert .	69
Unvergessliches auf dem Weg zum demokratischen Aufbruch 1989. Für Demokratie, Gerechtigkeit und Schutz der Natur . . . . .	76
Der tapezierte Alex und der Traum vom selbstbestimmten Leben . . . . .	106
Unser Umgang mit dem Nationalen Erbe . . . . .	111
Erinnern und Vergessen. Der lange Schatten der DDR und die Vergangenheitspolitik . . . . .	120
Versöhnung in der Wahrheit . . . . .	127

## Heimat als politisches Schlüsselerlebnis

Schlüsseldaten, Schlüsselpersonen und Schlüsselorte von 1968 . . . . .	145
»Das Land ist still. Noch«. Meine Erinnerungen an 1968 .	146

»Von Abgötterei, Lügen und Krämerei ganz loskommen«.	
Plädoyer für eine erneuerte Universitätskirche St. Pauli .	160
Prägende Menschen . . . . .	170

**Heimat zwischen Gärten und Wüsten,  
zwischen einsam und gemeinsam**

Gärten des Menschen – Garten des Menschlichen . . . . .	192
Das Feld der Ehre und die Ährenfelder. Zur Erinnerung an eine Schlacht . . . . .	202
Die friedensstiftende Kraft der Religion im Umbruch 1989 . . . . .	209
Lass dich nicht vom Bösen überwinden. Wie Hass belastend und entlastend wirkt . . . . .	220
Hier stehe ich und kann auch anders. Was es heißt, in einer Kirche ein Zuhause zu finden . . . . .	245
Religion als Behausung des Menschen – in einer globalisierten Welt . . . . .	262
Das Verschwinden der Ewigkeit – die Zukunft der Tradition . . . . .	272
Im Mittelpunkt steht der Mensch. Die allgemeinen Menschenrechte zwischen Freiheit und Gerechtigkeit . .	292
In der Habsucht eroffen. Was tun, wenn das finanzielle Kartenhaus in sich zusammenfällt? . . . . .	310
<b>Quellennachweise . . . . .</b>	<b>317</b>

Die Entwurzelung ist bei weitem die gefährlichste Krankheit der menschlichen Gesellschaft.

Wer entwurzelt ist, entwurzelt. Wer verwurzelt ist, entwurzelt nicht.

Die Verwurzelung ist vielleicht das wichtigste und meistverkannte Bedürfnis der menschlichen Seele.

*Simone Weil*

# Heimat – ein Zuhause haben

## Heimat, die ich meine

»Der Mensch braucht etwas, da er vor Anker gehe«, sinnierte einst Matthias Claudius. Jeder Mensch braucht etwas, wozu er »mein« sagen kann, ohne dass dies etwas Besitzanzeigendes sein muss, sondern einfach Zugehörigkeit ausdrückt. »Meine Heimat!«

Heimat umfasst alles, was unser Selbst ausmacht: Herkunft und Bindungen an Menschen, Landschaften und geistige Verankerung, Erinnerungen und Erzählungen, Gefühlswelten und Gedankengebäude. Heimat ist immer dort, wo wir verstanden werden und wo wir verstehen. Wo ich selber weiß, was ich meine, und andere ohne viele Worte verstehen, was ich meine, und ich sie verstehe, ohne dass wir deshalb Gleiches dächten. Heimat, das ist der uns freundschaftlich zugewandte, aber auch der aus Erlebnis- und Erfahrungsgründen verhasste Lebenskreis, mit dem wir eine Geschichte teilen.

Heimat ist der Ort, an den die Seele immer wieder zurückkehrt. In meinem Fall ist das eine ganz besondere Landschaft: die Elblandschaft um meine Heimatstadt Werben. Dort finde ich Weite, Ruhe, Schönheit und das Gefühl von Freiheit.

Herkunft, Anbindung, Lebenszusammenhang, Erinnerung, Gefühlswelten – wer all dies nicht hat oder verschmäht, muss als entwurzelt gelten. Frei von Wurzeln zu sein, das kann unvermittelt zur Bindungslosigkeit geraten. Andererseits gehört einengende Verwurzelung zum Alltäglich-Tragischen. Wir leben in einem glückenden Wechselspiel von Bindung und Freiheit, großer Nähe wie großer Distanz, zwischen einem Ganz-sich-Hinkehren und einem Ganz-sich-Abkehren, zwischen der

Erinnerung an die überschwängliche Freude und an den zerreißenden Schmerz. Ein entwurzelter Mensch ist anfällig für Verführungen – denn eine im Leben nicht positiv gelingende, lebensgeschichtliche persönliche Anbindung kann zur willigen Unterwerfung unter einen starken fremden Willen führen. Das bewusste Heraustreten aus überkommenen Bindungen ist jedoch ein autonomer Schritt in die Freiheit. In Herkunftsbindungen wieder zurückzukehren ist nicht generell als regressiv zu bewerten; es kann durchaus ein erneuter Akt der Freiheit sein.

Die Wiederentdeckung der Region, der Heimatstadt, des Heimatdorfs oder Kiezes ist auch eine Reaktion auf das Gefühl der Uniformität, Anonymität, Entfremdung und Unbehauheit, der wachsenden Gleichförmigkeit und Gesichtslosigkeit. Deshalb finden Heimatvereine, Heimatfeste, Heimatkalender immer wieder Anklang – als Versuch, Unverwechselbarkeit und Verwurzelung, eine kollektive Individualität und eine Geborgenheit in gemeinsamer Herkunftsgeschichte wiederzufinden und in der Gegenwart neu zu beleben. Solange das nicht abschließend, tümelnd oder bloß folkloristisch-touristisch betrieben, solange negative Seiten des Vergangenen nicht ausgeblendet und solange die wache (Mit-)Verantwortung für die Gestaltung der Gegenwart nicht versäumt wird, kann dies selbstwertstärkend und gemeinschaftsstiftend wirken, das bürger-schaftliche Engagement anregen. Um in der ganzen Welt zuhause zu sein, muss man wissen, wo man hingehört. Gerade in einer Zeit der Auflösung aller traditionellen Bindungen, Verbindlichkeiten und Maßstäbe, mitten in aller Beweglichkeit, aller atemlosen Beschleunigung, in der zunehmenden Austauschbarkeit der Lebensorte und der Lebensformen braucht der Mensch eine innere Verankerung, in der die »Maßstäbe des Menschlichen« und die natürlichen wie die ritualisierten Lebensrhythmen wiedergefunden bzw. immer neu erprobt werden. Um mit Nietzsche zu sprechen: »Wohl dem, der jetzt noch Heimat hat.«

Wohl dem Menschen, der sagen kann: »meine Familie« – also Menschen, die mir zugehören und denen ich zugehöre, mit de-

nen mich mehr als ein bestimmter Lebensabschnitt funktional verbindet.

Wohl dem, der sagen kann, was seine Herkunft prägt, ob eine geistige, eine religiöse, eine geographische, eine landsmannschaftliche, eine naturbezogene oder eine sprachliche.

Wohl dem, der sich der Enge seiner Familie entziehen konnte.

Wohl dem, der sagen kann: »mein Lehrer, meine Lehrer«. Wohl dem, der Menschen hat, die ihn auf den Weg gebracht, seine Begabungen entdeckt, ihn gefördert und gefordert haben.

Wohl dem, der Menschen zu nennen weiß, die er verehrt, die ihn deshalb nicht klein machen oder über die er schließlich hinausgewachsen ist.

Wohl dem, der sagen kann: »In diesem Haus, in dieser Straße, an diesem Ort bin oder war ich zuhause. Dies bleibt mir, auch wenn ich längst woanders lebe und ein neues Zuhause gefunden habe.«

Wohl dem, der sagen kann: »meine Sportgruppe, mein Gesangsverein, mein Tennisclub, mein Stammtisch, meine Partei, meine Gewerkschaft, unsere Bürgerinitiative.«

So ließe sich fortfahren, indem wir aufzählen, was zu uns gehört wie eine Heimat: »mein Lied, mein Gedicht, mein Lieblingsgericht, mein Idol (das Idol des Zehnjährigen, des Fünfzehnjährigen, des Zwanzigjährigen, des Dreißigjährigen, des Fünfzigjährigen noch).

Wohl dem, der sagen kann: »meine Kirche« – als ein Ort und als eine Gemeinschaft, in der ich mich aufgehoben fühle und in der das zur Sprache kommt, was über das hinausreicht, was ist. Dort, wo ich getauft wurde, wo meine Eltern begraben wurden, dort, wo ich geheiratet habe, dort, wo ich mit anderen über letzte Fragen habe reden können, dort, wo ich die großen Feste des Jahres in einer erhebenden Weise habe feiern können, dort, wo ich Trost fand, als kein Trost mehr möglich schien, wo ich aufgehoben bin, so wie ich bin, wo ich anknüpfe an die Lebensweisheit, an den Lebensentwurf und die Glaubenskraft der »Väter und Mütter des Glaubens« über Jahrhunderte, ja Jahrtausende hinweg.

Und meine Seele spannte  
Weit ihre Flügel aus,  
Flog durch die stillen Lande,  
Als flöge sie nach Haus.  
(Eichendorff)

Wer kennt nicht das Gefühl von Fremde? Oft sprechen wir mit Menschen, von denen wir nicht verstanden werden, die wir aber auch selbst nicht richtig verstehen, obwohl wir die gleichen Worte benutzen. Mitten in der »Entfremdung« melden sich Heimatgefühle als Heimweh, Sehnsucht, Utopie. Heimerfahrungen werden insbesondere dann gemacht, wenn Heimat für etwas steht, was fehlt – im inneren oder äußeren Exil. Nicht selten gehen aus solchen Erfahrungen anrührende Literatur und ein Liedgut hervor, die das jeweilige kollektive wie individuelle Heimatgefühl ausdrücken, wecken. Die Hoffnung, der Traum, der Zauber deuten auf Unerfülltes und Unerfüllbares.

Weh dem, der keine Heimat hat! Wer kein Gefühl für Heimat hat, ist arm dran. Die Suche nach der eigenen Heimat ist Suche und Vergegenwärtigung eines Lebenszusammenhangs. Und dieser »Oikos« kann wechseln, ist nicht an Orte gebunden, schon gar nicht an den Geburtsort.

Das, was wir erinnern, ist jedoch nicht identisch mit dem, was wir wirklich erlebt haben. Die Erinnerung wirkt nachhaltig, nimmt Raum in uns ein – mehr als das Ereignis zur Zeit des Geschehens selbst. Und unsere Erinnerung blendet aus, hebt anderes hervor.

Schließlich *sind* wir das, was wir erinnern – als Subjekte tragen wir etwas Subjektives mit uns durchs Leben. Was wir sind, das tragen wir in uns. Manchmal haben wir mehrere Heimaten, wenn wir oft umgezogen sind oder aus der Heimat weggehen mussten, etwa aus beruflichen Gründen. Etwas ganz anderes ist es jedoch, wenn man gewaltsam vertrieben wird. Vertriebene definierten sich bald als »Heimatvertriebene«, die fortan im Vater-



land wie Fremdlinge lebten. Oder sie fanden eine neue Heimat – bis sehnsüchtige Erinnerung, selbst bei Enkeln, wiederkehrt. Die einen kehren aus Schmerz nie wieder an die Orte ihrer Vertreibung zurück. Andere suchen in großer innerer Anspannung oder in gespannter Freude ihre verlorenen, zerstörten oder ganz umgestalteten Heimatorte und Geburtshäuser noch einmal auf. Und sind meist sehr enttäuscht; das Innenbild war viel stärker und authentischer als die Anschauung.

Wie tief muss die Bindung des US-Amerikaners Jehudi Menuhin an das Deutschland der Musik gewesen sein, sodass er 1946 nach Berlin zurückkam, um dort, gerade dort wieder so zauberhaft Geige zu spielen. Und Josef Weizenbaum fand mitten in Berlin bis zu seinem Tode wieder Heimat, auch wenn seine Familie Deutschland 1936 verlassen musste. Woraus schöpft denn ein Mensch für seine Kreativität, für seine Stabilität, für seine Sensibilität? Selbst Schmerz, an dem man sich (lebenslang) abarbeiten muss, prägt mit der vergegenwärtigenden Erinnerung die Individualität und gehört zur gewonnenen Autonomie. Doch was wird aus einer Welt, in der Heimat nur noch wenig zu gelten scheint? Eine Welt, an die sich nichts Emotional-Biographisches bindet, kann überall als ein gigantischer Umgestaltungsraum besetzt und beherrscht werden.

Goethe hat in Faust II einen in der heutigen Welt alltäglich gewordenen Konflikt geradezu prophetisch ins Bild gebracht: Sein Faust entwickelt einen ehrgeizigen Umgestaltungs- und Kultivierungsplan. Das Sumpfgelände, das er urbar machen will, soll alle beglücken. Dem Großversuch steht das ärmliche Zuhause von Philemon und Baucis entgegen. Faust geht jedes Verständnis für Philemon und Baucis ab, zumal er ihnen »komfortablen Ersatz« anbietet. Er begreift nicht, dass er diesen beiden betagten Leuten den Boden unter den Füßen wegzieht, wenn er sie aus ihrem bescheidenen Anwesen vertreibt. Faust weiß nicht, was ein Zuhause, was unverwechselbare Heimat ist ...

Die Juden, denen man immer Heimatlosigkeit unterstellt hatte, konnten den schmachvollen Umgang mit ihnen, ihre Vertreibung und Vernichtung nicht begreifen, hatten sie doch all